

Syriens Christen haben Angst

Umbruch. Stürzt Baschar el-Assad, sind Toleranz und Religionsfreiheit nicht mehr garantiert.

URSULA KASTLER

SALZBURG (SN). Seit Mitte März gehen in Syrien Bürger für demokratische Reformen, Wahrung der Menschenrechte und Meinungsfreiheit auf die Straße. Das Regime von Präsident Baschar el-Assad versucht seitdem mit zunehmender Gewalt, die Lage in den Griff zu bekommen. Bisher wurden bei Protesten mindestens 1700 Syrer getötet. 12.000 flohen in das angrenzende Ausland, vor allem in die Türkei.

Der Aufstand der syrischen Opposition veranlassten Antoine Audo, Bischof der chaldäisch-katholischen Kirche in Aleppo, und Elias Tabe, syrisch-katholischer Erzbischof von Damaskus, Assad ihre Unterstützung zu bekunden. Diese Haltung stößt im Ausland großteils auf Unverständnis.

Die Kirche im Westen sollte eine einheitliche Haltung haben.

Mor Polycarpus Augin Aydin, Erzbischof der syrisch-orthodoxen Kirche der Niederlande

Für diejenigen, die nicht im Land leben, ist die Situation der Christen allerdings schwierig zu beurteilen: Mor Polycarpus Augin Aydin, Erzbischof der syrisch-orthodoxen Kirche der Niederlande, der dieser Tage in Salzburg bei Erzbischof Alois Kochgasser zu Gast war, besteht denn auch darauf, „zuerst einmal genauer zu definieren, was mit Unterstützung gemeint ist“. Unterstützung bedeute nicht, die Vorgangsweise des Regimes gutzuheißen: „Syrien ist eine Diktatur. Die Christen im Land wollen auch Öffnung und Reformen, sie sind gegen Korruption. Doch sie sind eine Minderheit und sie fürchten, wie im Irak verfolgt zu werden, wenn Assad stürzt. Er hat Religionsfreiheit garantiert. Sie haben jetzt Angst um ihr Leben“, stellt Mor Polycarpus Augin Aydin fest.



„Wir hoffen noch, dass es in Syrien eine friedliche Lösung gibt“, sagt Mor Polycarpus Augin Aydin, Erzbischof der syrisch-orthodoxen Kirche der Niederlande.

Bild: SN/KOLARIK/REPOLUSK

Bis zur Islamisierung des Landes im 7. Jahrhundert war Syrien ein christliches Land. Heute sind rund zehn Prozent der 20 Millionen Einwohner Christen. Etwa 75 Prozent der Bevölkerung sind sunnitische Muslime. Sechs Prozent sind Alawiten, ein Zweig des Islam, zu dem ein großer Teil der politischen Elite gehört, darunter die Familie Assad. Syrien war berühmt für das weitgehend konfliktfreie Miteinander der Religionen. Symbol dafür ist die 1300 Jahre alte Omajyaden-Moschee in Damaskus, in der Sunniten wie Schiiten beten. Auch christliche Meditationen waren dort möglich.

Diese Toleranz und den Frieden zu erhalten sei das Hauptanliegen der Bischöfe, sagt Mor Polycar-

pus Augin Aydin. „Die Beziehung zwischen Christen und Muslimen ist immer noch geordnet. Sie stimmen nicht in allem überein, aber über Kontroversen wird wenig diskutiert. Man teilt den Alltag miteinander. Wir haben uns als Bischöfe zudem nicht in die Politik einzumischen, sondern auf das Humanitäre zu achten“, ergänzt er.

Sorgen macht ihm, dass es etwa in den Niederlanden keinerlei Bereitschaft gibt, in Fall von Verfolgung christliche Flüchtlinge aufzunehmen. „Das Problem hatten wir schon, als es im Irak gefährlich wurde. Europa hat seinen Türen verschlossen. Wenn etwas passiert, werden wir Familie für Familie helfen.“

Die Umbrüche im Nahen Osten haben seiner Ansicht nach die Situation der Christen in allen Ländern unsicherer denn je gemacht. „Bei politischen Veränderungen bezahlten in der Vergangenheit immer die Christen den höchsten Preis. Dabei haben sie alle diese Länder mitaufgebaut. Sie waren und sind Träger von Bildung, Kultur und Wirtschaft.“

Die syrisch-orthodoxe Kirche zählt zur Familie der altorientalischen Kirchen. In Österreich ist sie seit 1987 gesetzlich anerkannt. Das Oberhaupt der syrisch-orthodoxen Kirche ist Ignatios Zakka Iwas, Patriarch von Antiochien, mit Sitz in Damaskus.

INTERVIEW

„Die Chancen sind vielleicht verpasst“



Aho Shemunkasho

Aho Shemunkasho ist Assistenzprofessor für Patristik und Kirchengeschichte mit Schwerpunkt Orientalisches Christentum an der Universität Salzburg. Die SN sprachen mit ihm über die Christen und die Politik in Syrien.

SN: Sie sind häufig in Syrien unterwegs und haben viele Kontakte dorthin. Wie ist die Situation derzeit?

Shemunkasho: Als Minderheit haben die Christen es jetzt schwer. Noch dazu sind sie in viele kleine Kirchen wie die syrisch-orthodoxe, die syrisch-katholische oder die chaldäische aufgeteilt. Doch die Kirchenoberhäupter arbeiten eng zusammen und versuchen, die Lage zu beruhigen – gemeinsam übrigens mit dem Großmufti von Syrien, Scheich Ahmad Badr el Din Hassoun. Den Minderheiten ging es vor den Aufständen gut, solange sie nicht politisch gegen die Regierung Assad agiert haben. Heute können wir ab 16 Uhr nicht mehr aus dem Haus gehen. Die Angst, alles zu verlieren, ist sehr groß.

SN: Niemand kann vorhersagen, wie sich die politischen Karten in Syrien neu mischen. Wie schätzen Sie die Lage ein?

Shemunkasho: Die militärischen Eingriffe sind falsch. Baschar el-Assad ist nicht hilflos, wie manche Medien vermuten. Er ist mit dem System verzahnt. Die Frage ist, ob er das, was derzeit passiert, politisch überlebt oder nicht. Er wird alles daran setzen, es zu überstehen. Er kann aus seiner Sicht nicht einfach den Koffer packen und weggehen. Eine Chance wäre ein System mit Machtbeteiligung auch für andere Gruppierungen. Die Mehrheit im Land will demokratische Reformen, doch sie sieht auch die Gefahr, wenn Assad fällt. Aber die Chancen für friedliche Reformen sind vielleicht schon verpasst. **URSULA KASTLER**

Von der Eroberung anno 711 zur Koexistenz im Jahr 2011

Vor 1300 Jahren haben arabische Heere Spanien erobert. Im 20. Jahrhundert hat Europa selbst muslimische Gastarbeiter gerufen. Im 21. Jahrhundert kann das Mittelmeer zur gemeinsamen Plattform werden.

Al-Andalus gilt noch heute als der Inbegriff einer Kultur, in der Muslime und Christen über weite Strecken gut miteinander ausgekommen sind. Die Voraussetzungen für diese Koexistenz und die gegenseitige Durchdringung von Architektur, Schrifttum und Religion waren damals nicht besser als heute. Denn die maurische Epoche in Spanien war das Ergebnis eines militärisch expansiven Islam, der sich in einem Eroberungsfeldzug vom Norden Afrikas her auf der iberischen Halbinsel ausgebreitet hat.

Wer dagegen heute von der Islamisierung Europas fantasiert oder gar das Schreckgespenst einer gezielten Unterwerfungsstrategie an die Wand malt, sollte sich die völlig unterschiedlichen Ausgangsposition vor Augen führen. Im 20. Jahrhundert hat es keinen generalstabsmäßigen Plan muslimischer Heerführer zur Eroberung des Westens gegeben. Nein, es war dieser Westen selbst, der die Menschen aus muslimi-



Zeit
Zeichen
JOSEF BRUCKMOSER

schen Ländern als Gastarbeiter gerufen hat. Gar nicht im Sinne der Erfinder sind diese „nach Gebrauch“ nicht heimgegangen, sondern hier geblieben.

Und es werden, dazu muss man kein Prophet sein, noch mehr werden. Nicht aus einer weltpolitischen Eroberungsstrategie muslimischer Mächte heraus, sondern aus wirtschaftlichen Gründen in Europa und wegen der politischen Umwälzungen im arabisch-nordafrikanischen Raum. Deutschland, Österreich und andere europäische Länder brauchen Arbeitskräfte. Dieser Bedarf korrespondiert mit einem Überschuss an jungen, arbeitswilligen Auswanderern südlich des Mittelmeers.

Beide Entwicklungen sind die zwei Seiten einer einzigen Medaille. Sie be-

deuten, dass die Präsenz des Islam in Europa weiter wächst. Drehscheibe ist das Mittelmeer, über das die muslimischen Heere vor 1300 Jahren nach Westeuropa vorgedrungen sind. Im 21. Jahrhundert kann dieses Meer ein neues Gesicht bekommen: Es kann von der Außengrenze der EU, an der Flüchtlinge abgeblockt werden, zur Plattform mit jungen nordafrikanischen Demokratien werden – wie immer die konkret ausschauen werden. Denn Flüsse und Meere verbinden, Berge und Wüsten trennen: Die Sahara ist die Grenze nach Süden, nicht das Mittelmeer.

Der bekannteste marokkanische Schriftsteller, Tahar Ben Jelloun, hat sich schon im Jahr 2005 – lang vor der arabischen Revolution – für den Beitritt der Maghreb-Staaten zur Europäischen Union ausgesprochen. Historisch betrachtet hätten Tunesien, Marokko und Algerien schon immer am Wohl und Wehe Europas teilgehabt,

schrieb Ben Jelloun in der „Zeit“. Vor allem mit Frankreich, Spanien und Italien seien diese Länder durch eine lange Geschichte verbunden. „Heute drückt sich diese Bindung in kultureller und wirtschaftlicher Zusammenarbeit aus. In Marokko spricht man Französisch und Spanisch, man liest die europäische Presse, schaut europäisches Fernsehen, träumt von Europa, kämpft um Schengenvisa, kultiviert die Zugehörigkeit zum Mittelmeerraum und vor allem: Man zählt auf die Festigung der Modernität, um der islamistischen Welle zu entgehen. In Algerien wie in Tunesien ist Zweisprachigkeit die Regel.“

Falls es zu einer Aufnahme der Türkei in die EU komme, schrieb Ben Jelloun vor sechs Jahren, sehe sich der Maghreb als nächste Etappe. „Die arabischen Länder haben es nicht geschafft, eine starke Einheit zu bilden. Europa kann dieses Scheitern nutzen, um diejenigen arabischen Länder zu integrieren, mit denen es eine gemeinsame Vergangenheit verbindet. Ein Maghrebener empfindet mehr Gemeinsamkeiten mit einem Franzosen oder Italiener als mit einem Bewohner der Golfstaaten.“